

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 29 (1903)
Heft: 4

Artikel: Fatale Erbschaft
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-438119>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Etwas vom Gigerl.



Es giebt nichts Neues unter der Sonne, am allerwenigsten im Univerfum der Marchand-Tailleurs, dem Schneiderladen, und noch viel weniger bei dem, was in den Kleidern steckt. Dem Gigerl kann man's nicht übel nehmen, wenn es sich für etwas neues hält, so wenig als dem jungen Hühnlein, das mit einem Stück Eierchale am Bürzel zum erstenmale über einen Misthaufen klettert.

Der Gigerl ist ein Schulbub in erwachsenen Kleidern. Er hat das sichere Gefühl, daß er als Mann noch nicht auftreten kann, vielleicht niemals in seinem Leben, daher benimmt er sich als chronischer Bub mit einem Anflug erzwungener Greifenhaftigkeit. Manchmal ist auch diese nicht erzwungen, sondern echter als dem Individuo lieb sein kann, was man nirgends schöner sieht, als an den schlottrig n Knieen und den Ohrmuscheln, die hinausstehen, wie die Handhaben an einem Kinderstuhlschüsselchen. Das Gigerl giebt sich den Anschein, es kümmernere sich nichts um die Welt, aber es liegt ihm entseßlich viel daran, daß es von der Welt nicht ignoriert wird, ja, wenn es die vernünftigen Leute übergehen, so trachtet es darnach, wenigstens bei den Schulkindern mitleidige Bewunderung zu erregen.

Die Judenbuben, die überall zuvorderst sein müssen, stellen ein schönes Contingent zu diesem Armeekorps, aber man darf es ihnen nicht einmal sehr übel nehmen, da die Christen nichts eisigeres zu tun haben, als ihnen nachzumachen und noch heulen möchten vor Verdruß, daß sie kein so schön geschwungenes Spizbogenbeingeistell und keine so edle Schwibogennase haben. Das Gigerl, dessen Vater selten zu den obern Zehntausend gehört, glänzt meistens mit solchen Eigenschaften, die man billig haben, mit solchen Effekten, die man in einem Abzahlungsgeßchäft kriegen kann. Den Cocotten auf der Straße nickt er zu, als wie ein alter Bekannter, manchmal mögen sie's sein, manchmal verhalten sie sich zu ihm, wie der B-luch in den Ladenfenster zum lusternen Schulbübchen. Es ginge wohl, aber es geht nicht. Kellnerinnen, selbst dragonermäßige, bußt das Gigerl und nennt sie Liebe Kleine, sogar wenn sie gelegentlich die Kleine gegen Ende des Monats um Kleingeld ansprechen müssen. Den Stoc, das Hauptinstrument dieser Marchandtailleurhomunculi, legen sie gern auf den Wirtstisch, dann sogar, wenn sie vorher damit die Hundebazillen auf dem Trottoir halbiert haben.

Wie mans treibt.

Wer wandeln will der Tugend Pfade, wer geistig rein sein will, gesund, trinkt Kaffee, Thee und Limonade und geht recht fleißig in die Stund. Der Wein verderbt die guten Sitten, der Branntwein macht den Mann zum Schwein,

Das Bier als schlimmsten Feind, als dritten laßt nie zu Eurem Gasse ein! So sprach der Präses vom Vereine und ging dann nach der hintern Stüb' leis lachend: Jeder liebt das Seine, ich halt's mit „Söhnlein“ und mit „Strub“. Ich trinke „Ciquot“ auch und „Röderer“, ich rauche „Diamantopoulos“, Bin Musterabstinentenförderer und der Erfolg ist ganz famos.

fatale Erbschaft.

„Also EM hat die Werner Zffigenalp geerbt?“

„Ja, aber 's geht ZWM nach dem Sprüchwort: Ost blüht die Rose dem, der sie nicht erringen kann!“

„Warum denn nicht? EM kann doch die famose Alp zur Sommerfrische benutzen...“

„Nee — macht EM nich! EM kann schon bei Seinen großen Städten das „Alpenglühn“ nicht leiden!“

„Oha — Du meinst das Rot werden?“

„Wenn die Abende der Wahltagge kommen — so is es!“

Vom Züri Tram.

Geiri: Ruedi, das ischt doch au na aständig vu der Stadtverwaltig, daß sie bi dere Zulängza-Zitt dem Bürger wenigstes en Abdräß abgid vo Rheumatismus- und Häreschuppflaster!

Ruedi: So, das wüßt i bim Eid nüd! Wo häsch es gläse, Geiri?

Geiri: Se du Chue, uf dene blaue Trambahnbillete stahd's: Nocco-Pflaster egätera!

Ruedi: (bedenklich) Oh je, Geiri, fäh isch scho meh Cheib. I glaube ehner d' Stadtkasse heb Rheumatisme und die sebe Papierli fettid es Pflaster drauf sit! Ja gäg de Häreschuß, aber nüd gäg de Ueberchuß! . . .

Telegramm.

Berlin, 22. Januar. Die sozialdemokratische Partei Deutschlands hat in Urabstimmung einstimmig den Grafen Ballestrem zum Ehrenmitglied der Partei ernannt, in Anbetracht seiner bis jetzt von keinem Deutschen erreichten hohen Verdienste um Kräftigung sozialistischer Propaganda.

Mehrmals ist es in den letzten Jahren geschehen, daß ein Gigerl von Staatswegen zum „Eigen“ genötigt wurde und im Strohflechten Unterricht erhielt. Da zeigt sich dann die edle Natur dieser Menschenorte, denn kaum sind sie wieder an der Luft, so machen sie auch gleich ein Gesicht, als wenn nie etwas geschehen wäre. Salü! Ein kummervolles Gesicht macht das Gigerl nur, wenn er bedenkt, wieviel Mädchen ohne ihn leben müssen, da es verboten ist, mehr als eine zu heiraten. In der Regel, wenn das Gigerl wirklich heiratet, so sind schon vor dem ersten Inventar soviele Saiten gesprungen, daß das Geigen ein Ende hat und das Miserereplären seinen Anfang nimmt.

So gut es auf den Baumzweigen Brasiliens verschiedene Affensorten giebt, so gut lassen sich auch verschiedene Variationen von Gigerl unterscheiden. Bald schwimmt dieser, bald jener oben auf, je mehr Kopf einer im Schädel hat. Justizgigerl, Militär- und Finanzgigerl sieht man auf Schritt und Tritt. Seegigerl sind in den Hafenstädten Mode und reden so marineblau, daß der Columbus ein Kind dagegen ist; es sind die Bergsgigen des Ozeans, die das Eigenlob Europas so ausgiebig in allen Weltteilen ausbreiten, daß es zum Himalaya stinft.

In diese Univerfahelden mögen sich die Throngigerl reihen, die gottlob in der Schweiz nicht akklimatisiert sind und die wir nur aus der Zeitung kennen, Männlein, die mit Majestätsehrerbemühtheit so vollgelesen sind, wie ein mit Gas gefüllter Gummiballon. Wenn ein Funken daran kommt, so ist es aus mit ihnen; trotzdem suchen sie sich gelegentlich durch einen diplomatischen Jur oder gar ein selbst arrangiertes Attentätelchen interessant zu machen.

Bei uns sind dafür daheim das Dorfgigerl, das bäurische Herkunft und Manier mit städtischer Simplockenfäsur verbindet, bei 20 Grad Réaumur Lederhandschuhe trägt und keinen andern als Pechierten trinkt. In den Städten spielen dormalen die Preshgigerl oder literarischen Dammenlutscher eine Rolle; sie wären meistens berühmte Männer, wenn sie das wären, was sie nicht sind.

Des Gigerls Ende! Abgetragene Kleider, abgetragene Wize, in der linken Hand ein Handschuh!



Wohlverstandene Zuhörer!

Sie werden sich dieses Mal eines archäologischen Vortrages von mir versehen und haben damit Proben Ihrer unverfärbaren Divinationsgabe abgelegt. Von dem alten Babel haben Sie alle schon gehört, mit seinem Tempel des Bel und dem unermeßlichen Turm, um dessen Baues willen schon vor Zihntausenden solche Sprachverwirrung entstand, daß heute sogar Deutsche und Tschechen einander noch nicht verstehen! Eben dieses Babel redet aber heute eine ausgedehnte Ebene und daher den gelehrten Archäologen umfomehr ins Hirn sich eingrabende Sprache, alldieweil es den alten hebräischen Gott Jehova zu entthronen droht. Die alten Assyrier hatten ihn nämlich schon zum Nationalheiligen, trotzdem die Bibel ihn für die Juden allein in Beschlag nimmt. Dieser Wettlauf zwischen Babel und Bibel wird nun in Berlin vom christlichen Kaiser Wilhelm und vielen jüdischen Hebräern mit großer Spannung verfolgt. Der große Deltisch hat ihre Augen aufgetan, auf daß sie sehend würden und wenn man den neuesten Berichten glauben darf, so ist heute dem Wilhelm Babel lieber als Bibel. Immerhin fällt er vielleicht nach dem Naturgesetz der Schwere wieder um! Aber nach seiner Proklamation von der Freiheit in der Weiterbildung der Religion müssen wir doch an eine gewisse Kongenialität des redegewandten Monarchen mit dem gelehrten Deltisch glauben. Da könnte es sich denn leicht ereignen, daß ein eifriges Studium ihm vermitteltst Alliteration neue Anschauungen vermitteln würde. Ich werde Ihnen nach Pythagoras' leicht faßlicher Methode das hier beweisen. Vom i zum a ist der Weg ziemlich weit, auch geht er rückwärts, während vom a zum e er eine vorwärtsrückende Bewegung zeigt, auch Fortschritt genannt. Wird sich nun dieser Fortschritt auch in der neuern Entwicklung der Dinge für den Herrscher erwahren, so muß damit ein abermaliger Wechsel des Glaubens verbunden sein und nach dem pythagoräischen Lehrratz muß sich dieser Glaubenswechsel in folgender Reihenfolge bewegen:

Bibel — Babel — Bebel, womit Allerhöchstderselben politischer Glaube durch sozialdemokratische Minister besiegelt und kontrahiert werden müßte. Alles kraft meiner archäologisch-literarisch-mathematischen Beweisführung. Guten Abend!